

Steffi Dobmeier, *The Oregonian* Portland/Oregon

Ich habe mich verliebt. In Portland. In den Bundesstaat Oregon. In die Menschen dort, die freundlicher sind, als irgendwo sonst, wo ich jemals war.

Die zwei Monate waren wie eine Oase für mich. Ich habe aufgetankt und viele Ideen gesammelt, mich journalistisch ausprobiert und neue Freunde gefunden. In meinem Kopf ist ein Bilderbuch entstanden, das ich immer dann hervorhole, wenn ich mal wieder meine, der Alltag bietet nicht genügend Grund zum Glücklich-Sein. Es hilft.

Ich hatte mich ganz bewusst für eine verhältnismäßig kleine Stadt entschieden, weil ich nicht zwei Monate lang in der Anonymität einer Metropole versinken wollte. Die Wahl habe ich nie bereut - auch wenn ich kurz geschluckt habe, als mir die anderen deutschen Stipendiaten von ihren Medien in New York, L.A., Boston und Miami erzählten. Für einen Moment klang das alles viel aufregender, als die verhältnismäßig kleine Stadt Portland, die mit ihren knapp 600.000 Einwohnern weit entfernt davon ist, eine Metropole genannt zu werden. Aber ich bin froh, dass ich dorthin gegangen bin.

Der *Oregonian* ist mit einer Auflage von etwa 250.000 (Sept. 2009, Quelle: Audit Bureau of Circulations) die größte Zeitung im Bundestaat Oregon. Sie wurde im Jahr 1850 gegründet, keine andere Tageszeitung an der Westküste der USA ist länger auf dem Markt. Die Auflage sinkt, so wie bei fast allen amerikanischen Medien. Im Vergleich zum Vorjahr sind es beim *Oregonian* gute 12 Prozent weniger. In den vergangenen Jahren gab es heftige Sparrunden in der Redaktion, etwa die Hälfte des Newsrooms musste gehen, entweder freiwillig durch Buy-Outs oder unfreiwillig durch Entlassungen. Teile der Redaktionsräume sind gespenstisch leer, ganze Etagen bestehen nur noch aus leeren Schreibtischkabinen.

Das hindert die verbliebenen Reporter und Editors aber nicht daran, immer freundlich und gutgelaunt zu sein. Ich habe nie eine entspanntere und nettere Arbeitsatmosphäre erlebt wie dort. Dee Lane, meine Ressortleiterin, sagte mir, das liege daran, dass die Redaktion extrem zusammengewachsen sei während der Sparrunden. Als ich dort war, ging es gerade wieder ein bisschen bergauf, neue Reporter wurden eingestellt (vor allem wegen der anstehenden Kongresswahlen) und ein neues Online-Tool – Politifact – wurde eingeführt, um die Aussagen der Politiker auf ihren Wahrheitsgehalt zu überprüfen. Meine Sorge, dass wegen der vielen Entlassungen die Stimmung schlecht und die Kollegen zu sehr mit sich selbst beschäftigt sein könnten, um sich mit mir auseinanderzusetzen, hat sich jedenfalls nicht bestätigt

Ich habe die zwei Monate im Ressort Government/Business gearbeitet, in einem Team von etwa 15 Kollegen. Am Anfang war es nicht ganz einfach. Ich war so voller Motivation, hätte am liebsten gleich am ersten Tag eine große Geschichte geschrieben und den Burns-Rekord gebrochen. Auf meinem Zettel: Sieben Themenvorschläge, die ich den neuen Kollegen relativ bald unter die Nase gehalten habe. Allerdings: Nur weil ich bestimmte Themen interessant fand, hieß das noch lange nicht, dass die Kollegen das auch so sahen. Einige Geschichten hatten sie selbst schon gemacht, andere kamen aus den unterschiedlichsten Gründen nicht in Frage. Und mein Expertenwissen über Deutschland und Europa wollte am ersten Tag auch noch keiner haben. Von der schnellen Titelgeschichte habe ich mich jedenfalls verabschiedet und meinen Ehrgeiz nur portionsweise ausgepackt.

Die richtige Entscheidung. Ich habe die ersten Tage dazu genutzt, mich in aller Ruhe einzuleben, mit den Kollegen beim Lunch über die Stadt und ihre wichtigsten Themen zu sprechen, mich dem Bürgermeister vorzustellen und möglichst vielen deutschen Unternehmen Bescheid zu geben, dass ich nun hier bin. Ich hatte ganz bald eine neue Liste mit interessanten Themen, die den Kollegen in der Redaktion sehr viel besser gefallen haben. Da ging es um ein Gesetz zur Wiedereinführung eines Flaschenpfands in Oregon, um die Probleme der städtischen Community Colleges, die mit dem großen Andrang der Studenten nicht zurechtkommen, um Schultüten an der deutschen Schule in Beaverton, einem Vorort von Portland. Lokale Themen, die ich spannend fand.

Der Schwerpunkt der Berichterstattung liegt beim *Oregonian* auf regionalen und lokalen Themen. Die Vorstellung, dass ich mit meinem Wissen über Europa und meiner ganz speziellen Sicht auf die USA dort auch internationale politische Themen bearbeiten kann, habe ich bald verworfen. Europa spielte in der Zeitung so gut wie keine Rolle, Deutschland schon gar nicht. Die ausländischen Themen beschränken sich auf Afghanistan, den Irak, Kanada und Mexiko. Die Krise in Griechenland und das von der EU geschnürte Rettungspaket waren das letzte große Thema aus Europa, über das mehrere Wochen berichtet wurde. Die Sarazzin-Debatte etwa, die während meines Stipendiums in Deutschland losbrach, fand mit keinem Wort im *Oregonian* statt, die Kollegen waren auch nicht interessiert. Ebenso wenig wie an den Diskussionen über die deutsche Gesundheitsreform oder der Hartz-IV-Reform (ich hatte einen Vergleich zur Situation in den USA vorgeschlagen). Jedes Thema sollte möglichst auf ein lokales Level heruntergebrochen werden. Verständlich für eine Regionalzeitung – das ist in Deutschland nicht anders. Bei internationalen Themen ist das allerdings oft kaum möglich, wie ich immer wieder festgestellt habe.

Dennoch, einfacher hätten mir meine Kollegen die Zeit in ihrer Redaktion nicht machen können. Ich bin selten so herzlich in einer neuen Umgebung empfangen worden. Die Kollegen waren interessiert, wollten viel über mich und mein Leben wissen, die meisten hatten kleine und große Geschichten aus Deutschland zu erzählen, von Kurzbesuchen in Weimar bis hin zur Kindheit als Sohn eines Militärangehörigen im bayerischen Fürstenfeldbruck.

Ich habe für mich eine ganz gute Balance gefunden zwischen der Arbeit für den *Oregonian* und für die *Thüringer Allgemeine*, was sicher auch daran lag, dass ich in das tagesaktuelle Geschehen der Redaktion zwar eingebunden, aber nicht eingeplant war. Die Kollegen haben sich gefreut, wenn ich mich für Termine interessiert habe – aber sie haben mir alle Möglichkeiten gelassen, um meine eigenen Geschichten zu schreiben. Eine Freiheit, die ich sehr genossen habe.

Also habe ich in erster Linie an meinen eigenen Texten gearbeitet, die ich teilweise im Auftrag der *Thüringer Allgemeine* geschrieben und teilweise auch an andere Medien verkauft habe. Über die amerikanische Sicht auf die Google-Streetview-Diskussion in Deutschland, den Bau des muslimischen Zentrums nahe Ground Zero in New York, über die Frauenfußballmannschaft Sky Blue FC, die dem US-Botschafter in Deutschland, Phil Murphy, gehört, über den Gastaufenthalt von Margot Käßmann an der Emory Universität im Bundesstaat Georgia. Die Geschichten führten mich nach Chicago und New York, nach Somerset in New Jersey und Atlanta. Und trotz der vielen Stunden auf Flughäfen und im Flieger habe ich es wahnsinnig genossen, für eine kurze Zeit Korrespondentin zu sein.

Gegen Ende meiner Zeit in Portland sind immer öfter auch Geschichten im *Oregonian* erschienen. Ich musste an Frank denken, der zu Beginn des Stipendiums gesagt hatte, dass wir uns vor allem auf die letzten Wochen konzentrieren sollten. Das sei in der Regel die Zeit, in der die Gastredaktion erkennt, was sie an einem internationalen Gastjournalist habe. Er hatte Recht.

Ich habe die Reportage über den umstrittenen Bau des muslimischen Zentrums nahe Ground Zero doppelt verwertet und auch auf Englisch geschrieben. Außerdem wurde ich als Expertin zum größten Oktoberfest des amerikanischen Nordwestens geschickt. In Mount Angel, einer kleinen Gemeinde etwa 60 Meilen südlich von Portland, trägt das ganze Dorf vier Tage lang Lederhosen und Dirndl, tanzt um den Maibaum und singt deutsche Lieder. Auch wenn ich – obwohl in Bayern aufgewachsen – kein großer Oktoberfest-Freund bin, das hat mich wirklich umgehauen. Es ist eine schöne Geschichte daraus geworden, mit vielen Fotos als Titelseite der Wochenendbeilage. Ich wusste selbst nicht, was der zuständige Editor genau aus dem Text macht, habe das Ergebnis erst gesehen, als ich am Samstag in einem Café saß und der Gast neben mir die Zeitung aufgeschlagen hat. Ein tolles Gefühl, so eine ganze Seite in einer fremden Zeitung.

Die meiste Arbeit habe ich in einen Gastkommentar zum 20. Jubiläum der Wiedervereinigung gesteckt. Das war eines meiner Ziele für das Stipendium, ich wollte ein sogenanntes op-ed-Stück schreiben. Und obwohl sich die Wiedervereinigung nicht lokal in Portland vererden ließ, habe ich den zuständigen Editor George davon überzeugt, dass es ein Thema von internationaler Bedeutung ist über das die Menschen in Oregon auch ohne lokalen Bezug etwas wissen sollten. Der Text ist zwei Tage vor meiner Abreise erschienen – und ich habe unzählige E-Mails von Lesern bekommen, die sich dafür bedankt haben. Vor allem Deutsche, die in Portland leben und meine etwas andere Sicht auf die Wiedervereinigung interessant fanden.

Ich habe in diesen 10 Wochen viel gearbeitet, mir aber auch viel Zeit genommen, um mir die Region anzuschauen. Die Gegend in und um Portland ist atemberaubend schön, es gibt die zahlreiche Wasserfälle, viele Berge und ruhende Vulkane, die wunderschöne Columbia River Schlucht, die spektakuläre Pazifik-Küste... viel zu viel eigentlich für zwei Monate.

Auch die Stadt selbst ist großartig. Sehr europäisch zwar, weil es mehr Fahrräder gibt als in irgendeiner anderen Stadt in den USA und weil das Umweltbewusstsein stärker ausgeprägt ist als überall sonst im Land (laut Statistik jedenfalls). Es gibt keine Wolkenkratzer, in der Innenstadt fahren kostenlose Bahnen und Busse, das Bild von der typischen amerikanischen Metropole passt gar nicht hierher. Auch sieht man kaum Schwarze, Mexikaner oder Asiaten, die in anderen Städten in den USA einen großen Teil der Bevölkerung ausmachen. Ich habe mich mit Kollegen über die Gründe unterhalten, aber keine Antworten bekommen. Vielleicht liegt es daran, dass die Arbeitslosigkeit in Oregon eine der höchsten in den USA ist – möglicherweise kommen Immigranten deswegen nicht unbedingt dorthin. Was zumindest erklären würde, warum nur wenige Hispanics dort leben – obwohl der Weg von Mexiko über Kalifornien verhältnismäßig kurz ist. Dennoch: Portland ist eine der liberalsten Städte im Land, es verwundert mich nach wie vor, dass die Bevölkerung so homogen ist.

Ich reihe mich also ein in die Liste derjenigen, die von Oregon schwärmen. Das ist tatsächlich einer der schönsten Flecken Erde, die ich bisher gesehen habe. Was ich vermissen werde? Portland, das von nun an auf meiner die-tollsten-Städte-der-Welt-Liste steht. Die Fahrten mit dem Rad am

Willamette River entlang ins Büro. Die Unabhängigkeit, nur das zu tun, was ich will. Die Freiheit, tagelang über einer Geschichte zu brüten, bis sie so ist, wie ich sie haben will. Das Wissen, dass die Küste Oregons nur rund eine Autostunde entfernt ist. Mike, den Clueso-Fan, der ein Freund geworden ist. Die netten Busfahrer, die sich an jeder Haltestelle von den aussteigenden Fahrgästen verabschieden. Dee, meine Chefin, die mit ihrem trockenen Humor immer zur richtigen Zeit einen Witz gemacht hat und das war, was man hier gerne als „awesome“ bezeichnet. Den Bauernmarkt am Mittwoch zwei Blocks vom Büro entfernt, auf dem es die besten Blaubeeren gibt. Den Geruch von frischem Kaffee an jeder Straßenecke. Die Menschen, die hier freundlicher sind, als überall anders, wo ich jemals war. Oregon, wo es so viele schöne Flecken gibt, dass man gar nicht weiß, wo man anfangen soll.

Was ich nicht vermissen werde? Amerikanischen Papiertaschentücher, die in der Hosentasche ständig in lauter Einzelteile zerfallen.